

Taubstummblinde.

Die Taubstummblinden (oder kürzer Taubblinden) beschäftigen seit Jahren die Pädagogik und Psychologie, gewissermaßen die Praxis und Theorie der Menschenkenntnis. Die Pädagogik suchte nach Mitteln, auch diesen von der Welt isolierten Wesen den Zugang zur Welt zu eröffnen, ihnen die Wohltaten einer guten Erziehung und Ausbildung zuteil werden zu lassen. Man kann wohl sagen, daß dieses Ziel im großen und ganzen erreicht worden ist. Unabhängig voneinander haben die verschiedensten Erzieher (in den Fällen von L. Bridgman, M. Heurtin, H. Keller) in ganz ähnlicher Weise den Weg zur Seele ihres Zöglings gefunden. Und was die Höhe der Leistungen angeht, so ist bei der allerdings genial veranlagten Helen Keller, welche sich Universitätsbildung mit Erfolg aneignete, sicher alles erreicht, was irgendwie wünschenswert genannt werden könnte.

Die Psychologie sah in den Taubblinden ein Naturexperiment großen Stiles, wobei sonst innig verbundene Fähigkeiten künstlich getrennt waren, weshalb sie gestalten, die Leistungen der einzelnen klarer zu unterscheiden. Für die Lehre der Raumvorstellungen ergab sich freilich nichts wesentlich Neues. Denn beim Blinden haben wir schon dasselbe Problem. Auch er muß sich durch bloßes Tasten in der Welt zurechtfinden, die Größen und Entfernungen in seinen eigenartigen Tastraum zusammensetzen. Aber der bloß Blinde kann wenigstens durch das Gehör mit der Umgebung verkehren und hat so den Weg offen zum Höchsten, dessen der Menscheng Geist in Wissenschaft und Kunst fähig ist. Fällt auch diese Verbindung aus, so ist zunächst der Verlust für das Geistesleben ein niederschmetternder. Ein taubblindes Kind kann sich aus eigener Kraft nicht über das allerniederste vegetative Leben erheben, wie uns immer wieder berichtet wird. H. Keller vergleicht ihr Leben vor dem Beginn des Unterrichtes im siebten Jahre mit dem eines Tieres, ähnlich M. Heurtin; die taubblinde M. Scott lag die ersten sieben Jahre in einer Wiege ohne Spur geistigen Lebens, wie es heißt. Für den Sensualismus, nach dem das Erkenntnisleben in Empfindung und Phantasievorstellung begriffen ist, ist das scheinbar eine Bestätigung. Was kann man auch erwarten, wenn die beiden höchsten Sinne mit der Fülle von Anregung und Belehrung, die sie erteilen, ausgeschaltet sind! Aber nun kommt die Rehrseite. Gelingt es, durch systematische Erziehung des Tastsinnes die einzig übrigbleibende Pforte zum höheren Geistesleben zu eröffnen, durch Unterricht in das Wissen einzuführen, so entwickelt sich mit einemmal ein reiches inneres Leben, das unter besonders günstigen Umständen die ganze Höhe der intellektuellen Bildung erreichen kann. Schon W. Stern („Helen Keller“, 1905) macht darauf aufmerksam, daß diese Tatsache eine Widerlegung des sensualistischen Standpunktes bedeutet.

Der Weg in die höhere Welt ist wie immer die Sprache, nur diesmal nicht die Lautsprache, die ja versperret ist, sondern die Sprache mit Tastscheinen, die Fingersprache. Wie in unserer Sprache jeder Buchstabe seinen charakteristischen Laut hat, so ist er in der Fingersprache des Tauben durch eine charakteristische Fingerkrümmung wiedergegeben, die gesehen oder vom Taubblinden gefühlt wird. Die Wörter werden hier einem andern in die Hand buchstabiert.

Aber wie kommt es, daß solche Tastsbilder zum erstenmal vom Kind verstanden werden, daß ihm der Sinn dafür aufgeht, es handle sich um Zeichen, welche Dinge repräsentieren und die dazu dienen können, einem andern seine Gedanken mitzuteilen? Nun, das kann man dem Kind überhaupt nicht mitteilen; das muß es vielmehr selbst finden, indem es bei geeigneter Gelegenheit aufmerksam wird, der Lehrer habe mit diesen Zeichen etwas Besonderes vor, und durch Beobachtung den Zweck der Worte verrät. Fast in allen eingehenderen Beschreibungen der Seelenentwicklung des Taubblinden ist es eine dramatische Szene von höchstem Interesse, wie das erste Wort in seiner Bedeutung erfasst wird. Regelmäßig war dem Gesichte die freudige Entdeckung anzusehen, und darauf folgte ein ungemeßener Eifer, die Worte kennen zu lernen, um mit der Welt verkehren zu können. Man lese die ergreifende Schilderung in der Selbstbiographie H. Kellers. Was in diesem merkwürdigen Moment in der Seele genauer vorgeht, hat freilich keiner der Taubblinden näher beschreiben können, obwohl es die Psychologie am meisten interessierte. Wenn man indessen näher zusieht, liegt da überhaupt kein neues Geheimnis vor; dasselbe Geheimnis erlebt auch jedes normale Kind in dem Augenblick, wo es die bisherigen Laßwörter auf einmal mit Sinn umkleidet und damit anfängt, die menschliche Sprache zu lernen.

Eine kurze praktische Übersicht über das ganze Taubblindenwesen speziell in Deutschland gibt eine Gelegenheitschrift von Hoppe („Die Taubstummblinden in Wort und Bild“, 1914), der wir die folgenden Notizen entnehmen. Die Taubblinden können nicht, wie man vielleicht meinen möchte, in Taubstumm- oder Blindenanstalten miterzogen werden; denn beide Male fehlt ihnen auch der Sinn, der dort zum Sprachunterricht benutzt wird. Anstalten für Taubblinde existieren bis jetzt sechs: zwei in Amerika, je eine in Frankreich, Schottland, Schweden, und seit einiger Zeit auch in Deutschland. Die Entwicklung dieser letzteren Anstalt, Nowawes, wird in dem Buch eingehend beschrieben. Nach Hoppe kann man in Deutschland etwa 500 Taubblinde rechnen, von denen die Hälfte bildungsfähig sein mag. Die Taubblindheit ist sehr selten angeboren, gewöhnlich entsteht sie aus Krankheiten der ersten Jahre. Doch muß man in den Taubblindenunterricht auch solche Kinder nehmen, die beide Sinne nicht völlig verloren, aber so stark geschwächt haben, daß sie aus dem gewöhnlichen Unterricht keinen Nutzen ziehen.

Anschaulich beschreibt der Anstaltslehrer Riemann seine Unterrichtsmethode. Zunächst wird beim Kinde der Tastsinn gepflegt; man läßt mit Brettchen verschiedener Form und Größe dazu passende Ausschnitte ausfüllen. Bald beginnt der Unterricht in der Fingersprache. Man buchstabiert dem Kind so lang ein kleines Wort in die Hand, bis es das selbst nachahmt, und assoziiert diese Tätigkeit mit dem Betasten des zugehörigen Gegenstandes. Später geht man zu kleinen Sätzen über. Wenn eine Anzahl davon verstanden sind und das Kind selbst fragen kann, wird der Sprechunterricht angefangen. Das Kind hält eine Hand an den Mund des Lehrers, die andere an den eigenen, fühlt so die Stellung für einen bestimmten Laut und ahmt sie nach. Für Vokale muß noch am Kehlkopf des Lehrers die Stimme gefühlt werden. Die so erreichte Aussprache ist

freilich monoton, aber doch für die nächste Umgebung verständlich. Im Anschauungsunterricht macht man dann das Kind mit den nächsten Gegenständen bekannt, wobei alles durch die zugehörigen Tätigkeiten illustriert wird. Eine derartige Geschichte beginnt: „Da ist eine Schachtel. Ich öffne sie. Ich fühle. Nägel sind darin. Ich nehme einen heraus. Der Nagel ist spitz. Das tut weh. . .“

Seelenzustände werden dem Kind bei passender Gelegenheit genannt, z. B. traurig, wenn es weint. Die Taubblinden sprechen auch unter sich stets im Fingeralphabet und in vollen Sätzen, was ihre Sprachgewandtheit fördert. Die Fächer, welche im Haus gelehrt werden, sind Religion (es ist ein Diakonissenhaus; nach einer gelegentlichen Bemerkung scheint übrigens bei katholischen Böglingen für den ihnen entsprechenden Unterricht gesorgt zu sein), Rechnenunterricht, Geographie, Geschichte, Naturgeschichte. Andere Lehrgegenstände sind Turnunterricht, Handarbeiten, Strohsflechten, Modellieren. Die Unterhaltung der Böglinge ist eine sehr rege. Kleine Tagesereignisse, Besuche von Fremden usw. werden, wie Niemann berichtet, immer sehr schnell „von Hand zu Hand weiter gegeben“.

Der körperliche Zustand der taubblinden Kinder ist, wie es heißt, durchweg gesund. Nur sind sie leichter erregbar und ermüden leichter als vollsinnige Kinder. Sie treiben Handarbeiten wie Nähen, Stricken, Häkeln, Weben; sie flechten Körbe, Stühle, Matten, binden Bürsten, üben sich in Haus- und Gartenarbeit. Eine Anzahl Photographien zeigen in sehr anschaulicher Weise den Betrieb und die Resultate des Unterrichtes. Das Wichtigste in der ganzen Erziehung sieht Hoppe mit Recht in der religiösen Bildung und darin, daß die Böglinge lernen, mit ihren Kräften sich nützlich zu machen, was auch ihnen selber Befriedigung gewährt.

Joseph Fröbes S. J.

Die große Weimarer Ausgabe von Goethes Werken.

Am 18. April 1885 starb in seiner Vaterstadt Weimar Walther v. Goethe, der Enkel und letzte Nachkomme des Dichtersfürsten. In seinem Testament vom 24. September 1883 hatte er die Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar zur Erbin des gesamten literarischen Nachlasses seines Großvaters eingesetzt. Unter dem Protektorat des Großherzogs und der tätigen Anteilnahme seiner Gemahlin wurde im Sommer 1885 die Goethe-Gesellschaft gegründet und der Plan zu einer abschließenden Neuauflage von Goethes Werken auf grund des jetzt erst zugänglichen nachgelassenen Handschriftenmaterials entworfen. Die bekannten Literaturhistoriker und Goetheforscher G. v. Loeper, Wilhelm Scherer und Erich Schmidt stellten die Grundsätze auf, die für die Herausgeber und Mitarbeiter maßgebend sein sollten. Als weitere Redaktoren wurden bald darauf Hermann Grimm, Bernhard Seuffert und Bernhard Suphan gewonnen. Nicht weniger als fünf von diesen Gelehrten sind inzwischen schon gestorben; nur der Germanist Seuffert wirkt heute noch in seinem Fache als Universitätsprofessor in Graz. Auch die Mitarbeiterliste, die nach dem ersten Verzeichnis im Jahre 1887 nahezu 70 Namen zählte, erfuhr im Laufe der Zeit mannigfache Änderungen. Die Grundsätze dagegen, nach denen die Herausgabe von Goethes Werken erfolgte,